



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Schriften über deutsche Poesie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Schriften über Deutsche Poesie.

Goethe und seine Werke. Von Carl Rosenkranz. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Königsberg, Gebrüder Bornträger. —

Der Verfasser bemerkt in der Vorrede, daß ihn zu der neuen Auflage zum Theil eine Recension bestimmt habe, die von mir 1848 in den Epigonen erschien *). Ich würde heute sowol im Lob wie im Tadel etwas weniger lebhaft sein, allein im Wesentlichen würde mein Urtheil auf dasselbe herauskommen, und Rosenkranz hat vollkommen Recht, wenn er in demselben neben vielen scharfen Angriffen auch eine lebhaft und warme Anerkennung herausfindet. Seit den acht Jahren, die dazwischen liegen, ist über Goethe sehr viel geschrieben, zum Theil sehr Beachtenswerthes, und man kann wol behaupten, daß sich jetzt das Urtheil über den großen Dichter im Ganzen wie im Einzelnen fixirt hat. Ein Grund zu scharfer Polemik ist nicht mehr vorhanden, und so darf ich wol, abgesehen von dem eigentlichen Inhalt, mich darauf beschränken, das subjective Verdienst und die Mängel des Buchs hervorzuheben, was beides mit der literarischen Persönlichkeit des Verfassers enge zusammenhängt.

Das Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die für königsberger Studenten bestimmt waren. Ich weiß nicht, ob sich in neuester Zeit in dieser Beziehung viel geändert hat, aber in der Zeit der Vorlesungen stand der königsberger Student in dem, was man im Guten wie im Schlimmen allgemeine Bildung nennt, hinter seinen Collegen auf den westdeutschen Universitäten sehr zurück. In Beziehung auf die eigentlichen Schulkenntnisse konnte er wol mit jedem wetteifern, aber über Literatur und Kunst sich vernehmen zu lassen, das war ihm nicht gegeben, und er hatte im Ganzen auch nur wenig von den neuern Dichtern gelesen. Hier erwarb sich nun Rosenkranz als Lehrer ein sehr großes Verdienst, indem er fast in all seinen Vorlesungen auf die bedeutendern Erscheinungen der neuern Literatur aufmerksam machte und zur Lectüre derselben anregte, weniger in eindringender und erschöpfender Darstellung, als in leichter geistvoller Skizze. Es kam häufig vor, daß man sich

*) Da in dieser wie in den nächstfolgenden Schriften mehrfache Beziehungen auf den Unterzeichneten vorkommen, so sei es ihm erlaubt, dies Mal in der ersten Person Singularis zu sprechen. J. S.

nach der Lectüre zu einem abweichenden Urtheil veranlaßt sah, aber man mußte es doch immer dem wohlwollenden und fein empfindenden Lehrer Dank wissen, in der Periode, wo man noch am meisten empfänglich ist, den Blick auf die Quellen neben dem Durstenden hingelenkt zu haben.

Von diesem Standpunkt aus wollen auch die Vorlesungen über Goethe gewürdigt sein. Einiges von Goethe ist auch in Rastenburg und Lyf bekannt, den Götz von Berlichingen, den Clavigo, den Werther und Aehnliches hat auch der massurische Gymnastast gelesen; es kam also weniger darauf an, diese bekanntern Werke zu interpretiren, die ohnehin kaum einer Interpretation bedürfen, als darauf hinzuweisen, wie viel Großes, Bedeutendes und Schönes sich auch hinter den weniger bekannten Schriften versteckt, die man nur liest, wenn man gewissermaßen äußerlich dazu genöthigt wird. Daraus erklärt sich wenigstens zum Theil die Vorliebe, mit der die schwächeren Schriften Goethes behandelt sind, die Wanderjahre *ic.*, und der Eifer, mit dem Rosenkranz alles hervorsucht, was auf diese Werke ein günstiges Licht zu werfen geeignet ist.

Es würde indeß ungerecht sein, wenn man nur die gute pädagogische Absicht loben wollte. — Auch die Ausführung ist höchst verdienstvoll. Rosenkranz ist ein geistvoller Mann in der bessern Bedeutung des Worts, freilich auch nicht ganz ohne den Beischmack, der dieser Bezeichnung sonst anklebt. Er hat ein feines Spürtalent für verborgene Schönheiten und weiß das Bedeutende, Tiefsinnige und Geistreiche bei andern sehr wohl zu würdigen. Nun blieb Goethe bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens, als er längst aufgehört hatte, ein Dichter zu sein, der hellste Kopf seiner Nation, und jede Seite seiner spätern Schriften legt ein schönes Zeugniß davon ab. Es ist also bei einer Apologie Goethes sehr wohl verzeihlich, wenn man von der Frage nach der dichterischen Kraft in seinen spätern Schriften ganz absteht und sich lediglich an den reichen geistigen Inhalt hält. Die Vorlesungen hatten ursprünglich gar keinen polemischen Zweck, und da ähnliche Verhältnisse, wie die vorhin geschilderten, sich bei der Jugend des gesammten Vaterlandes vorfinden werden, so war die Herausgabe derselben ein nütliches und verdienstvolles Unternehmen. Es ist höchst nothwendig, die Funken des Enthusiasmus, die in Deutschland noch vorhanden sind, in jeder Weise zu hegen, und es ist durchaus kein Unglück, wenn der Enthusiasmus zuweilen zu weit geht: — vorausgesetzt freilich, daß er nicht die Gefahr herbeiführt, die Grundsätze, auf denen unser ganzes sittliches Leben beruht, anzufechten; und dies ist nun die Seite, bei der ich mich nicht erwehren kann, die Schwächen des Verfassers hervorzuheben.

Rosenkranz ist ein geistvoller Lehrer und Schriftsteller, aber er ist kein Kritiker. Zur Kritik rechne ich zweierlei: die Interpretation und das Urtheil. Der Interpret wird nachzuweisen haben, was das Einzelne und das Ganze

des Kunstwerks zu bedeuten hat, von welchen Absichten und Entwürfen der Dichter ausging, warum er diese Mittel zur Ausführung derselben anwandte und keine andern, inwiefern ihm der sittliche Inhalt, die geistige und die technische Vorarbeit seiner Zeit zu Hilfe kam, welche Bedingungen und Grenzen sie ihm stellte u. s. w. Diese objective oder philologische Interpretation ist ein sehr wichtiger Theil der Kritik, aber sie ist nicht das Ganze, denn die Sachwalter des Naturwuchses mögen sagen, was sie wollen, es gibt auch einen absoluten Maßstab der Kritik. Pope ist zu seiner Zeit ebenso gefeiert worden als Shakespeare, und heute weiß doch jeder Schulknabe, daß Shakespeare ein großer und Pope ein mittelmäßiger Dichter war. Dieses Urtheil, an dessen Unumstößlichkeit niemand mehr zweifelt, würde die bloß interpretirende Kritik niemals zu Stande bringen. Die zweite Seite der Kritik ist daher ebenso wichtig wie die erste. Der Kritiker muß erstens feststellen, welchen absoluten Werth das Kunstwerk hat; er muß zweitens feststellen, wie sich die einzelnen Theile desselben zu der Idee des Ganzen verhalten, und er muß drittens die objectiven Gründe dafür entwickeln. Es hat allerdings zu allen Zeiten Kritiker gegeben, die sich willkürliche Gründe und Maximen ersannen, nach denen sie ihr Urtheil abwogen, und zu allen Zeiten hat es Dichter gegeben, die bei jeder Anfechtung von Seiten der Kritik auf diese schlechten Kritiker hinwiesen, um die Kritik überhaupt als etwas Werthloses darzustellen; allein diese Art des Beweises überzeugt niemanden als die Eigenliebe des Poeten.

Ein Kritiker der letztern Art ist Rosenkranz gewiß nicht. Er fühlt das wol zum Theil selbst, er ist es aber noch weniger, als er selbst es meint. Es hängt das zum Theil mit einer schönen Seite seiner Natur und seiner schriftstellerischen Thätigkeit zusammen. Alle seine Werke machen den Eindruck großer Liebenswürdigkeit und zeigen eben dadurch, daß ihr Verfasser kein Kritiker ist. Wer urtheilen d. h. das Gute vom Schlechten sondern will, muß sich nothwendigerweise entschließen, zuweilen höchst unliebenswertig, ja ganz erstaunlich unliebenswertig zu sein. Aus demselben Grunde sagte Goethe von sich mit Recht, daß er nicht zum tragischen Dichter geboren war, weil seiner Natur der unvermittelte Contrast widerstrebte.

Für diejenigen, die mit Rosenkranzs Schriften bekannt sind, wird es wol nöthig sein, für diese Behauptung Belege aufzustellen. Neben dem geistvollsten und treffendsten Urtheil stößt man in seinen Schriften zuweilen auf so erstaunliche Behauptungen, daß man sie eben nur aus jener liebenswürdigen Neigung, alle Contraste zu vermitteln, erklären kann. Nicht etwa, als ob Rosenkranz nur dem Publicum gegenüber aus Schonung mit seiner Meinung zurückhielte, sondern seine Liebenswürdigkeit täuscht ihn selbst, und er findet das Schlechte gut, obgleich er Einsicht genug haben würde, es schlecht zu finden.

Aber auch für die andre Seite der Kritik ist seine Natur nur bis zu einer gewissen Grenze geeignet. Die philologische Kritik beruht auf Regelmäßigkeit; Allseitigkeit und scrupulöser Gewissenhaftigkeit der Arbeit, auf einem strengen Ernst, der den Vorwurf der Pedanterie nicht scheut; auf einer beständigen Scheu, irgendwo einen Fehler zu begehen, auf einer Behutsamkeit, die auch das feststehende Resultat noch einmal prüft, um ganz sicher zu gehen. Zu einer solchen angestregten und ausdauernden Arbeit kann sich Rosenkranz nur selten entschließen. Ich will hier Einiges aus der Interpretation des Märchens mittheilen, S. 265. „Abstract genommen würde ich die Irrelichter wegen ihrer Zierlichkeit, Galanterie, Geschwägigkeit und Verwandtschaft mit der Muhme Schlange für Weltleute, für Diplomaten erklären, den Alten aber, der in einfacher Bauerntracht erscheint, für einen priesterlichen Menschen, der sich in den Schachten der Wissenschaft beim Schein der Lampe zu umfassenden Ansichten erhoben und der es weiß, wenn es an der Zeit ist. Ich habe schon leztthin beim Reinecke Fuchs an den Unterschied des wahren Gottesdienstes durch den Priester und des Abergottesdienstes durch den Pfaffen erinnern müssen. Der heutige Priester kann durch einfaches, frommes Leben allein nicht mehr wirken. Der Klausner in seiner Einsiedelei, der Mönch im Kloster können sich allein noch solche Naivetät gestatten. Der Priester, der im Tempel der Wahrheit und der Liebe mit allen Menschen sich berührt, wie dieser Alte, muß durch die Wissenschaft zu einem richtigen Begriff der Welt gebildet sein, will er anders seinen hohen Beruf erfüllen. Die sancta simplicitas allein thut nicht mehr. So die abstracte Deutung. In concreto aber würde ich sagen, die beiden Irrelichter sind ein paar Franzosen und der Alte ist ein Deutscher, und die Nuganwendung die Vereinigung der Franzosen und der Deutschen, die zusammen unüberwindlich sein würden. Der Rhein, über welchen die Schlange zuletzt sich als diamantne Brücke wölbt, soll beide Völker künftighin nicht mehr trennen, nur noch verbinden. Alle versammeln sich bei der Vilke, denn alle wollen unschuldig werden u. s. w.“

Das ist in der That ein höchst liebenswürdiges Geplauder; aber man hat doch wol Recht, zu fragen, ob das Spaß oder Ernst sein soll. Die Neigung zu herartigen Spielereien ist für den interpretirenden Kritiker höchst bedenklich. — Ich will noch auf einen andern Punkt aufmerksam machen, auf die Wanderjahre. Rosenkranz polemisiert gegen meine Behauptung, der Grundgedanke in der pädagogischen Provinz sei durchaus wahr, tief und bedeutend, bei der wirklichen Ausführung dieser Symbolik aber müßten wir uns wie in einem Zollhaus vorkommen. Er behauptet, diese Ansicht gar nicht zu verstehen. Ich meine damit Folgendes. Es ist ein sehr wahrer und tiefer Gedanke, daß der Mensch zugleich nach drei Richtungen schauen muß, nach oben, nach unten und gerade aus, nach dem Himmel, nach der Erde und in das

Leben hinein, und daß ihn auch die Erziehung daran gewöhnen soll. Stellen wir uns aber vor, wie es Goethe vorstellt, daß ein Lehrer diese symbolische Idee praktisch ausführte, indem er eine Reihe von Jungen eine Stunde lang gerade aus blicken, eine andere nach oben, eine dritte nach unten sehen läßt, so würden wir ihn wahrscheinlich für verrückt halten, auf alle Fälle ihm unsere Kinder nicht anvertrauen. Nun mag man die Frage, ob und wie weit die Poesie eine Imitation des Wirklichen sein soll, dahingestellt sein lassen, beim Roman steht die Sache jedenfalls einfacher. Wir müssen uns das, was der Roman erzählt, als wirklich vorstellen, sonst hat es gar keinen Sinn. Das werden wir aber bei den gesammten Wanderjahren (abgesehen von den eingestreuten Novellen, die zum Theil aus früherer Zeit herrühren und die zum Roman gar keine Beziehung haben) vergebens versuchen. Noch einmal: auch in den Wanderjahren, wie in dem zweiten Theil des Faust, erkennen wir auf jeder Seite den geistvollen und tiefblickenden Mann, aber nicht mehr den Dichter, denn die Kraft des Dichters besteht darin, uns seine Eingebungen als Wirklichkeit vorstellig zu machen. — Ein zweiter Punkt. Ich habe behauptet, daß in der Darstellung der Arbeit, zu der in anderer Beziehung kein Dichter so befähigt gewesen wäre als Goethe, der Dichter der Wanderjahre den Fehler begeht, nur die Arbeit darzustellen, nicht das Individuum, welches neben seiner Function innerhalb der großen Maschine auch noch eine Existenz für sich hat; er beging den Fehler deshalb, weil er die Kraft zu individualistren bereits verloren hatte. Rosenfranz meint, man müsse die Figuren der Wanderjahre aus den Lehrjahren ergänzen; aber er vergißt dabei, daß Wilhelm, Jarlo u. s. w. in den Wanderjahren als etwas ganz Anderes auftreten, wie in den Lehrjahren, und daß uns über den Sprung vom Jarlo zum Montano gar keine, oder was noch schlimmer ist, eine ganz oberflächliche äußerliche Aufklärung gegeben wird. — In diesem ganzen Capitel finde ich kaum eine einzige Zeile, die ich unterschreiben möchte, oder von der ich voraussetzen könnte, irgend ein anderer würde sie unterschreiben; und hier hätte Rosenfranz doch wol durch den consensus gentium, ich will nicht sagen, irre gemacht, aber zu einer sorgfältigern Prüfung seiner Ansicht geführt werden sollen. Da er in der neuen Ausgabe doch nicht einen bloßen Abdruck der alten gegeben hat, so hätte in diesem Fall manche seiner Ansichten eine befriedigendere und haltbarere Form gewonnen. —

Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Von Dr. Heinrich Pröhle. Leipzig, G. Mayer. —

Der Titel ist nicht ganz genau, denn das Buch enthält nicht vollständig die Biographie Bürgers und die Kritik seiner Dichtungen, sondern es besteht aus einer Reihe einzelner Aufsätze, die nur annäherungsweise ein vollständiges

Gemälde bilden. Der Hauptzweck des Verfassers ist die Mittheilung unbekannter oder wenig bekannter Thatsachen sowol über das Leben Bürgers, als über die Quellen zu seinen Gedichten; sodann das sittlich-ästhetische Urtheil. Was das letztere betrifft, freuen wir uns, fast durchweg mit dem Verfasser übereinstimmen zu können, und halten es für sehr zweckmäßig, daß er gegen die Zuchtlosigkeit in dem Urtheil über ein geniales Leben sehr scharf und streng auftritt. Sehr richtig ist unter andern eine Bemerkung, durch welche neben dem Excentrischen in Bürgers Wesen auch ein spießbürgerliches Element hervorgehoben wird. „Verfolgen wir Bürgers Leben von dem unscheinbaren Pfarrhause an, in dem es unter einem Strohdache seinen Anfang nahm, — dann durch die Wirren der Universitätszeit, wo er sich zwar sehr wüth und haltungslos zeigt, aber doch kaum wesentlich anders, als Hunderte seiner Commilitonen, die später ruhig in den auch von ihm damals vielleicht ersehnten Hasen des Pfarramtes einliefen, bis dahin, wo er erst geheim und dann öffentlich mit Molly vereint war, so finden wir zwar bekanntlich sehr Vieles, wozu die Moral den Kopf schüttelt, aber nirgend finden wir, daß Bürger eine eigentlich geniale, eine, wie man es zu nennen pflegt, Poeten- und Künstlerwirthschaft führte, etwa wie ein reisender Virtuose oder ein Lord Byron. Schon sein Landleben, mit dem er sich so lange vertrug, daß er es selbst dann erst mit der Professur vertauschte, als er durch die Uebernahme der Pachtung zu Appenrode vergeblich seine Finanzen zu verbessern gesucht hat, deutet darauf hin, daß wir hier eine einfache, schlichte Natur vor uns haben, deren Fehler selbst bürgerlicher Natur gewesen sein müssen. Wie drängte er sich so jung schon zum Eintritt ins „Philisterium“, während seine Freunde noch in Göttingen schwärmten! wie riß er sich mit einem Mitbewerber, von dem die Welt nie eine Silbe vernommen, um das „geringe Aemtlein“ zu Altengleichen! wie war er dann hinter der ältesten Tochter seines Amtsnachbars Leonhard, der Doris, her, um nur geschwind in den Ehestand einzutreten! Freilich merkt er bald, daß er sie nicht liebt, — immerhin, so bleibt er doch mit seiner Liebe in der Familie des Amtmann Leonhard, dessen zweite Tochter er nach dem Tode der ersten heirathet. Und wie schlicht mag er in Wölmershausen mit den beiden Schwestern gelebt haben!“

Unter den neumitgetheilten Thatsachen hat uns am meisten die Correspondenz interessirt, die aus dem Versuch Bürgers hervorging, in Preußen angestellt zu werden, 1782. Bürger hatte sich unmittelbar an den König gewandt, wie es scheint, auch an den Justizminister von Carmer. Der letztere fragte bei dem Unterrichtsminister von Zedlitz an, ob sich für den Dichter nicht etwas vorfände, und erhielt unterm 13. November 1782 folgenden Bescheid: „Wenn auch gleich der jezige Chur-Hannoversche Justizamtmann Bürger durch seine von Zeit zu Zeit herausgegebenen übersehten Stücke des Homer eine

nicht gemeine Kenntniß der Alten bewiesen und auch als Dichter sich bekanntlich Ruhm erworben hat, so ist er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Geniewesen sich auszeichnenden Schöngeister ist, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Ueberhaupt ist an Leuten, die die alten Sprachen verstehen, eben kein Mangel, und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen, welches Ew. Excellenz unter Zurücksendung der mir communicirten Original-eingabe ganz dienlich zu erwiedern die Ehre habe.“ — So blieb dem Justizminister nichts Anderes übrig, als Bürgers Besuch abzulehnen, was er übrigens in den schicklichsten Formen that. „Hochedelgeborner, Hochgelehrter, insonders hochgeschätzter Herr Justizamtmann! Sobald Ew. Hochedelgeboren letzteres Schreiben, worin Sie mir Ihre Wünsche und Absichten wegen einer in hiesigen Landen zu übernehmenden Bedienung näher eröffnen, eingegangen war, habe ich auf Mittel gedacht, Ihnen die Erfüllung dieser Wünsche zu verschaffen. Da bei Ihrer Anstellung in meinem Departement sich die Schwierigkeit findet, daß nach unsern neuern Gesezen jeder, der eine Justizbedienung erhalten will, zuvor bei einem Landes-Justiz-Collegio als Referendarius gestanden, sich daselbst in den verschiedenen Geschäften des richterlichen Amtes geübt haben und hier nächst einer genauen Prüfung in den theoretischen und praktischen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit unterwerfen muß, so hielt ich es für rathsam, erst einen Versuch zu machen, ob Ihnen nicht eine akademische Stelle verschafft werden könnte, da bei dieser dergleichen Schwierigkeit nicht vorwaltet und ich überzeugt bin, daß Sie in einem solchen Posten nicht nur Ihrem Lieblingsfache mehr Zeit als in jedem andern würden widmen, sondern auch den ausgebreitetsten Nutzen stiften können. Allein mein desfalls bei dem Obercuratorio der Universität gemachter Versuch ist wider alles mein Erwarten fruchtlos gewesen. Da ich nun nicht fordern kann, daß ein Mann von Jahren, Charakter und in der gelehrten Welt erworbenem Ruhme sich erst jenen stufenweisen Uebungen, gleich einem jungen Schüler der Themis unterwerfen solle, so bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als eine Gelegenheit abzuwarten, wo ich Sie zu einer Bedienung rufen kann, bei der das Gesez jene Erfordernisse nicht so unbedingt als absolut nothwendig vorschreibt. — Dergleichen Bedienungen sind in meinem Departement wenig, ich kann also auch keine Zeit bestimmen, wenn es mir möglich sein wird, Ihren und zugleich meinen Wunsch auf solche Art zu befriedigen. Dessen aber können Sie sehr gewiß sein, daß ich alles anwenden werde, den hiesigen Landen einen Mitbürger wieder zu verschaffen, der ihnen so viel Ehre macht, und dadurch der Welt zu zeigen,

daß man auch bei uns die Verdienste des wahren Gelehrten, ebensogut zu schätzen weiß, als des Soldaten und des Finanziers.“ —

Das Büchlein enthält eine Reihe ähnlicher interessanter Züge, für welche die Freunde und Verehrer Bürgers auch da, wo sie nicht grade die Hauptsachen berühren, dem Herausgeber, der sie zum Theil selbst aufgespürt hat, Dank wissen werden. —

Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode. Von Johann Wilhelm Voebell. Erster Band. Braunschweig, Schwetsche und Sohn. —

Auch dieses Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen, die der hochverdiente Verfasser im Winter 1854 vor einer Versammlung von Herren und Damen zu Bonn gehalten hat. Der eigentliche Text (drei Vorlesungen, welche die Einleitung, nebst der Darstellung Klopstocks und seiner ersten Schule enthalten) ist in seiner bequemen Breite in der That mehr für Zuhörer als für Leser berechnet; doch macht es Freude, daß im Wesentlichen die Auffassung von dem Gange und der Gruppierung unserer großen literarischen Erscheinungen bei allen denkenden Schriftstellern jetzt die nämliche ist. Die Abweichungen sind so geringfügig, daß sie kaum erwähnt zu werden verdienen. Einen besondern Werth haben aber die Excurse, die als selbstständige Abhandlungen zu betrachten sind und von denen wir vorzugsweise die richtige Würdigung Gottscheds, die Geschichte der ostianischen Dichtungen und die Bemerkungen über Friedrich den Großen im Verhältniß zur deutschen Literatur hervorheben. Diese Excurse werden auch die Fortsetzung des Buchs tragen, das als Leitfaden betrachtet für die Mehrzahl der Leser wol etwas zu ausführlich sein dürfte. — Noch eine persönliche Bemerkung möchte ich hinzufügen. Bei Besprechung eines andern literaturhistorischen Werks habe ich gewünscht, die neuern Geschichtschreiber möchten sich nicht immer veranlaßt sehen, bei jeder möglichen Gelegenheit auf die Urtheile ihrer sämtlichen Collegen zu referiren, gleichviel ob sie dieselben bestätigen oder polemisch dagegen auftreten. Es sind in den letzten Jahren wenigstens einige zwanzig bis dreißig Schriften erschienen, die ziemlich alle denselben Gegenstand behandeln. Wenn nun jede derselben alles das aufzählen wollte, was die übrigen sagen, so würde des unnützen Geredes kein Ende sein. Damit habe ich aber keineswegs gemeint, daß die Literaturgeschichte die mit den poetischen Productionen gleichzeitigen kritischen Arbeiten unbeachtet lassen sollte, denn es wird in vieler Beziehung wichtig sein, zu erfahren, welche Empfänglichkeit und welches Verständniß im Publicum den Schöpfungen entgegenkam. Freilich wird man auch hier eine strenge Auswahl treffen müssen, denn wenn z. B. ein künftiger Geschichtschreiber sämtliche Recensionen lesen wollte, die im Jahre 1856 über ein neu er-

schienenes Buch geschrieben sind, so würde das doch wol eine sehr verschwendete Mühe sein. —

Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung dargestellt von
Jürgen Bona Meyer, Dr. phil. Berlin, G. Reimer. —

Es ist sehr zweckmäßig, daß man endlich anfängt, der so sehr verschrienen französischen Aufklärung eine gerechtere Würdigung angedeihen zu lassen. In der Periode der Romantik sind wir so lange daran gewöhnt worden, Voltaire und alles, was sich ihm anschloß, in Bausch und Bogen zu verurtheilen, daß wir uns jetzt gewissermaßen darüber wundern, wenn man uns erzählt, diese Männer hätten doch ein ganz außerordentliches Verdienst gehabt, ja auf ihnen beruhe zum Theil unsere ganze moderne Bildung. In Frankreich, obgleich jetzt der reactionäre Geist in vollster Blüte steht, finden sich doch schon geistvolle Schriftsteller genug, die zwischen dem Bleibenden und dem Vergänglichem in den Leistungen der Encyclopädisten sehr wohl zu unterscheiden wissen. Es ist Zeit, daß auch wir Deutsche zur Besinnung kommen. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins bemerkt sehr richtig, daß Voltaire viel mehr beurtheilt, als gelesen worden ist. In der That fällt es jetzt dem gewöhnlichen Leser auch sehr schwer, sich durch die unendliche Reihe seiner Schriften durchzuarbeiten, die, so vieles Interessante sie im Einzelnen bieten, doch zusammengenommen einen sehr ermüdenden Eindruck machen. So kann man es einem Schriftsteller, der das Publicum wenigstens zum Theil der Mühe des eignen Lesens überhebt, Dank wissen, wenn er nur wirklich ein richtiges Urtheil besitzt und unbefangen genug denkt, dieses Urtheil auszusprechen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift verbindet mit einer starken Wahrheitsliebe jene Vorsicht in den Behauptungen, die nothwendig ist, um nicht einer augenblicklichen Vorliebe und Stimmung zu viel nachzugeben. Aus seinen Untersuchungen stellt sich unumstößlich heraus, daß man früher das Verhältniß der beiden Männer (Voltaire und Rousseau) nicht ganz richtig auffaßte, daß Voltaire, abgesehen von einzelnen zügellosen Einfällen, die bei dem routinirten Weltmann sehr leicht begreiflich sind, nichts Anderes behauptet hat, als was die große Majorität des Volks noch heute für wahr hält, während Rousseau ein sehr bedenklicher Sophist war, bei dem jedes Körnlein Wahrheit durch die gefährlichsten Irthümer entstellt wurde. Aber auch jene falsche Schätzung ist leicht zu erklären. In dem vergangenen Zeitalter war es das Gefühl, welches sich gegen den Verstand empörte, der eigentliche Inhalt der Ueberzeugungen kam erst in zweiter Linie. Man hegte also die wärmste Sympathie für einen Schriftsteller, der einer kalten Bildung gegenüber sich als Anwalt des souveränen Gefühls geberdet hatte, und verurtheilte den kalten Weltmann, der sich jedem Gefühlsinhalt durch Spott und Frivolität zu entziehen suchte. Seit der Zeit haben

wir hinlänglich gelernt, was es mit den Ueberschwenglichkeiten des Gefühls auf sich hat, und wir begreifen jetzt, daß sich zuweilen auch hinter einem spöttischen Außern eine ganz ernste Ueberzeugung versteckt.

Franz Bacon von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter. Von Kuno Fischer. Leipzig, Brockhaus.

Seitdem die idealistische Philosophie in Deutschland durch ihre innige Verbindung mit den Dichtern und Künstlern ein so stolzes Selbstgefühl gewann, hat sie gegen ihre realistische Schwester in England die größte Geringschätzung entwickelt. Man hat sämtliche Philosophen jenseit des Kanals für bornirte Köpfe ausgegeben, für unfähig, irgend eins der tiefen Geheimnisse der Metaphysik zu ergründen. Man hat von drüben her mit entsprechenden Vorwürfen geantwortet, und jeder deutsche Philosoph gilt in England als ein unpraktischer Träumer und Phantast. Es ist jetzt um so mehr Zeit, daß die beiden getrennten Disciplinen aus ihrer Einseitigkeit heraustreten und wieder ernstlich daran denken, voneinander Notiz zu nehmen, da ihr gesondertes Dasein augenscheinlich mehr und mehr verkümmert. Dem deutschen Idealismus, aus dessen Schule der Verfasser der vorliegenden Schrift hervorgegangen ist, ein Verständniß der englischen Realphilosophie zu eröffnen, ist der nächstliegende Zweck seines Unternehmens.

Er versucht zunächst, die wunderbaren Widersprüche auszugleichen, die zwischen dem sittlichen und dem wissenschaftlichen Charakter Lord Bacons zu bestehen scheinen, Widersprüche, auf welche namentlich Macaulay in seiner berühmten Abhandlung aufmerksam gemacht hat. Es gelingt ihm das nicht ganz, weil er zu viel beweisen will. „Bacons Charakter war so praktisch, so nüchtern, so geschmeidig, als die Wissenschaft, die er beehrte und seinem Zeitalter vorschrieb.“ Das ist ein brillanter Einfall, aber keine haltbare Argumentation. Es ist in solchen Fällen zweckmäßiger, vor dem Unverständlichen stehen zu bleiben, als zu viel verstehen zu wollen. Kuno Fischer ist noch zu sehr deutscher Idealist, und er hätte doch aus seinem eignen Werk lernen sollen, daß in empirischen Angelegenheiten die Syllogistik nichts fruchtet.

Desto gelungener scheint uns der andre Theil der Einleitung zu sein, in welchem nachgewiesen wird, wie die baconische Philosophie mit dem Geist des Zeitalters in innigster Uebereinstimmung stand. Lord Bacon wollte für das neue Leben und dessen Bildungstriebe die neue ihm entsprechende Logik finden. Die Reformen des Zeitalters gründeten sich auf die großen Erfindungen des Pulvers, der Buchdruckerkunst und des Compasses, und demgemäß will Bacon